

Eva Völler

ZEITEN ZAUBER



DIE GOLDENE BRÜCKE



gone

Inhalt

Cover

Titel

Impressum

Widmung

Motto

TEIL EINS

Venedig, 1756

Venedig, 2011

Frankfurt, 2011

Paris, 2011

Paris, 1625

Tag eins

TEIL ZWEI

Paris, 1625

Tag zwei

Tag drei

TEIL DREI

Tag vier

Tag fünf

Tag sechs

TEIL VIER

Tag sieben | Paris, 2011

Tag acht

Tag zehn

Eva Völler

ZEITEN ZAUBER

Die goldene Brücke



one

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG

Mit Illustrationen von Tina Dreher

Originalausgabe

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Michael Meller Literary Agency GmbH,
München.

Copyright © 2013 by Eva Völler

Copyright Deutsche Originalausgabe © 2013/2022 by Bastei Lübbe AG, Köln

Lektorat: Barbara Rumold

Redaktion: Anna Hahn

Covergestaltung: Sandra Taufer, München unter Verwendung von Motiven von

© Johannes Wiebel, punchdesign, München; Anastasiia

Veretennikova/shutterstock; Discovod/shutterstock

E-Book-Produktion: Dörlemann Satz, Lemförde

ISBN 978-3-8387-2662-5

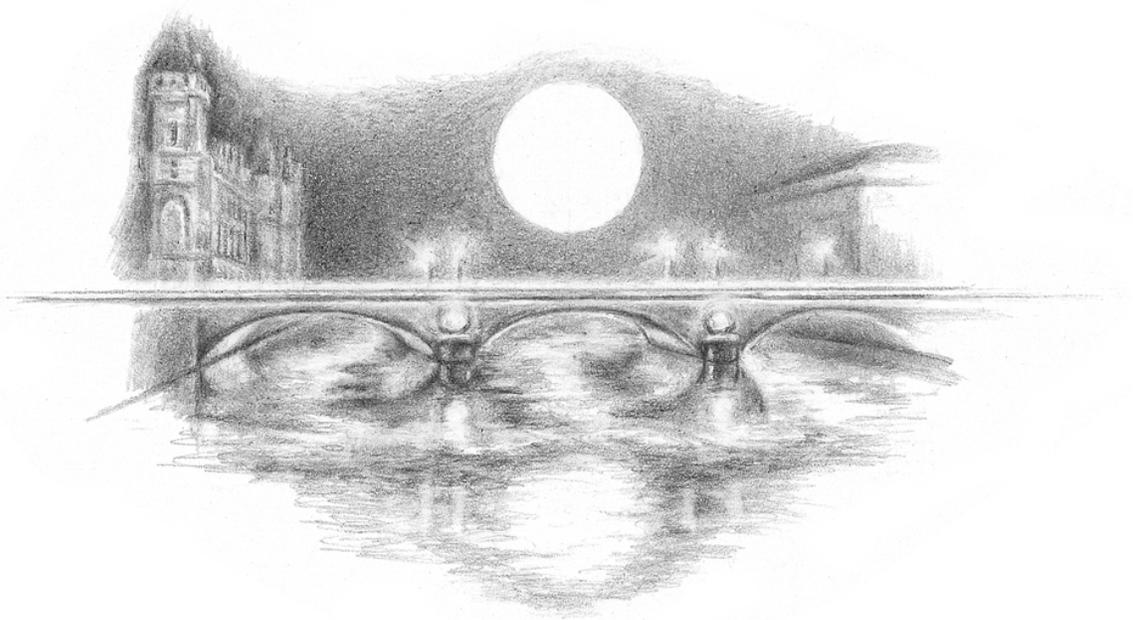
luebbe.de

lesejury.de

Für Pia und Nora

*If you're lost, you can look and you will find me - time after
time ...
(Cyndi Lauper)*

TEIL EINS



Venedig, 1756

O mein Gott, war das hoch! Entsetzt starrte ich in die Tiefe. Das Dach hatte von unten schon hoch ausgesehen, doch wenn man draufstand und runterschaute, fühlte es sich an wie am Rand des Grand Canyons. Abgesehen davon, dass es auch noch abschüssig war - man musste höllisch aufpassen, nicht abzurutschen. Tief unter mir glitzerte das Mondlicht auf dem Kanal. Die Gondel war in der Dunkelheit kaum zu erkennen, aber ich wusste, dass sie dort war - unser Fluchtfahrzeug.

»Was meinst du, ob es wohl mehr als dreißig Meter sind?«, fragte ich kläglich. Es sah wirklich *sehr* hoch aus.

»Unsinn«, sagte Sebastiano. »Außerdem bist du bequem raufgekommen, und genauso bequem wirst du es wieder runter schaffen. Stell dich nicht so an. Du bist doch sonst so mutig.«

Er hatte leicht reden, er hatte keine Höhenangst.

»Ah, hier ist es.« Sebastiano zerrte eine Abdeckung von einem Loch im Dach, dann drehte er sich zu mir um. Im Licht der kleinen Nachtlaterne, die er vorhin angezündet hatte, sah er verwegen und wagemutig aus. Und gefährlich, mit all den Waffen an seinem Gürtel.

»Hör auf, nach unten zu starren. Es geht los.« Er beugte sich vor und spähte vorsichtig ins Innere des Dachs. Das Loch hatte der Gefangene, den wir heute Nacht befreien wollten, freundlicherweise schon selber hineingemacht. Leider hatte es ihm nicht viel geholfen. Jedenfalls nicht in der unkorrigierten Vergangenheit. In der war er nämlich

vom Dach gefallen und hatte sich den Hals gebrochen. Wovon er natürlich nichts wusste, denn es war ja noch nicht passiert. Sebastiano und ich würden dafür sorgen, dass es beim zweiten und endgültigen Anlauf besser klappte.

»*Messèr*, seid Ihr wach?«, rief Sebastiano leise nach unten.

Drinne hörte man ein Rumoren, dann kam es ungläubig zurück: »Wer ist da?«

»Eure Retter, *Messèr*. Wenn ich Euch nun bitten dürfte, Eure Schuhe anzuziehen und zu mir heraufzukommen, damit wir Euch in Sicherheit bringen können ...«

Ich blickte ihm über die Schulter und konnte das Innere der winzigen Zelle sehen, die so niedrig war, dass man kaum darin stehen konnte. Bleikammern, so nannte man diese Knastlöcher direkt unterm Dachgebälk des venezianischen Dogenpalastes - weil das Dach mit Bleiplatten gedeckt war. Im Sommer wurde es da drin mörderisch heiß, die Gefangenen steckten in einem Backofen, und im Winter war es so kalt wie in einem Kühlschrank. Wer meckerte, hatte schlechte Karten - die Folterkammer lag nämlich praktischerweise gleich um die Ecke. In der Gegenwart hatte ich mal eine Führung durch dieses Horrorkabinett mitgemacht. Von der Decke hing immer noch der Strick, mit dem man widerspenstige Gefangene so lange an den auf dem Rücken zusammengebundenen Händen aufgehängt hatte, bis sie alles gestanden, egal ob sie was verbochen hatten oder nicht. *Amnesty international* hätte hier ein breites Betätigungsfeld gefunden.

»Wer zum Teufel seid Ihr?« Es klang misstrauisch. Klar, er hatte in wochenlanger Kleinarbeit das Loch ins Dach gebohrt und wollte heute Nacht nach dem nächsten Wachwechsel abhauen. Dass auf einmal fremde Leute an seinem Fluchtweg herumstanden, musste ihm verdächtig vorkommen. Hätte er gewusst, dass diese fremden Leute

außerdem Zeitreisende waren und aus dem Jahr 2011 stammten, wäre er bestimmt gar nicht erst rausgekommen.

In der Öffnung tauchte eine Gestalt auf, und dann schob sich ein zerzauster Kopf ins Freie. Mein Herz klopfte schneller. Der Mann sah trotz des schwarzen Bartgestrüpps richtig gut aus! Nicht wirklich wie Heath Ledger, aber trotzdem sehr männlich, mit einem attraktiven, wenn auch etwas übermäßigem Gesicht und breiten Schultern, die gleich darauf ebenfalls ins Freie drängten.

»Unsere Namen tun nichts zur Sache, aber glaubt uns, dass wir Euch wohlgesonnen sind.« Sebastiano half dem Gefangenen aufs Dach heraus. Der klopfte sich die Kleidung ab, und anschließend stand er einfach nur da, blickte zum sternenübersäten Himmel auf und sog in tiefen Zügen die Nachtluft ein. Dann sah er mich an und riss die Augen auf.

»Meiner Treu! Ihr seid kein Knabe! Mit Eurer Verkleidung könnt ihr mich nicht täuschen!«

»Na ja.« Ich rückte meine Kappe zurecht und stopfte eine herausgerutschte Haarsträhne zurück. »Lange Röcke sind in dieser Höhe nicht das Wahre.«

»Ich habe dir gesagt, dass die Hose zu eng ist«, bemerkte Sebastiano grollend.

»Ich kann nichts dafür. *Du* hast sie mir gegeben!«

»Hast du zugenommen?«

»Findest du mich etwa fett?«, fragte ich empört zurück.

»Gestattet, dass ich mich vorstelle«, mischte der Gefangene sich ein. »Giacomo Casanova.« Er verneigte sich formvollendet, griff nach meiner Hand und küsste sie. »So ein schönes Fräulein, fürwahr! Wie sehr Euer Anblick mein Herz erwärmt! Ich hoffe, Ihr verzeiht mir meine unzureichende Aufmachung und meinen unseligen Körpergeruch.«

»Ja, und wir sollten jetzt los, bevor noch jemand runterfällt und sich den Hals bricht«, sagte Sebastiano schlecht gelaunt.

»Nur zu gerne!« Giacomo Casanova strahlte mich an, und ich strahlte zurück. Er sah ziemlich ungepflegt aus mit seinem verdreckten Hemd und den ungekämmten Haaren, aber er war auch der Typ, den Heath Ledger in einem meiner Lieblingsfilme gespielt hatte. Und ich stand ihm leibhaftig gegenüber! Solche Momente waren die Highlights dieses Ferienjobs!

Sebastiano stieg vorsichtig die Dachschrägung hinauf, das Windlicht mit einem Zipfel seines Wamses abschirmend, wobei er sich ab und zu mit der Hand abstützte. Es war nicht allzu steil, doch man musste vorsichtig sein, weil die Platten an manchen Stellen glatt waren. Casanova folgte ihm und blickte sich immer wieder zu mir um. Sein Lächeln hatte etwas Bezwingendes und Verheißungsvolles. Dieser Mann war definitiv der geborene Frauenheld, es stimmte alles, was man über ihn sagte. Aber dann überlegte ich, dass er nach über einem Jahr Knast wohl einfach unter männlicher Entbehrung litt. Wahrscheinlich hätte er auch mit der alten Bettlerin geflirtet, die unten auf der Piazzetta hockte und jeden, der vorbeikam, um Kleingeld anhaute. Trotzdem war es aufregend, mit ihm bei Nacht über den Dächern von Venedig unterwegs zu sein. So ein Abenteuer erlebte man nicht alle Tage, daran würde ich bestimmt noch lange zurückdenken.

Wir kletterten über den First, von dort aus ging es abwärts in Richtung Campanile weiter. Langsam und vorsichtig bewegten wir uns Schritt für Schritt das flach abfallende Dach hinab.

Casanova warf mir einen weiteren Blick über die Schulter zu. »Wie heißt Ihr, schönes Fräulein?«

»Anna«, erwiderte ich gedankenlos.

Sebastiano stieß einen Fluch aus, weil Casanova gegen ihn gestoßen war. Er konnte ihn gerade noch festhalten, sonst wäre er abgerutscht.

»Denkt lieber an Euren Hals als an schöne Frauen«, sagte er ärgerlich.

»Ah, aber diese eine hier ist überaus liebreizend!«, gab Casanova zurück. »Sie ist es wert, dass man jeden Augenblick an sie denkt!«

Ich fühlte mich geschmeichelt, doch Sebastianos Laune geriet langsam an den Tiefpunkt.

»Ist sie Euer Weib?«, wollte Casanova höflich wissen. Darauf gab Sebastiano keine Antwort. Wenig später war unser Weg über das Dach zu Ende. Wir hatten das Fenster erreicht, durch das wir mithilfe einer Leiter zu Beginn der Rettungsaktion aufs Dach gelangt waren. Sebastiano kletterte als Erster hinein, dann half er mir beim Einstieg und anschließend Casanova. Drinnen wartete schon der schielende, nach Zwiebeln stinkende Wärter, den Sebastiano bestochen hatte.

»Lorenzo«, sagte Casanova verärgert zu ihm. »Woher kommt dieser Sinneswandel? Flehte ich dich nicht tausendmal an, mir aus diesem Rattenloch herauszuhelfen? Wieso tust du es für diese Fremden, nicht jedoch für mich?«

Dafür gab es eine einfache Erklärung. Lorenzo war nicht gerade der Hellste, aber schlau genug, um viel Gold von wenig Gold unterscheiden zu können. Das wurde Casanova im nächsten Moment auch klar, denn er nickte langsam und bedachte Sebastiano mit einem bohrenden Blick, in dem unzählige Fragen lagen. Die wichtigste stellte er zuerst.

»Warum ich?«, wollte er von Sebastiano wissen. Als dieser jedoch schwieg, wandte er sich an mich. »Warum habt Ihr von all den Gefangenen ausgerechnet mich befreit, Anna?«

Weil du ein toller Typ bist und tolle Bücher geschrieben hast und weil dein Leben ein einziges Abenteuer war! Deshalb sind wir aus der Zukunft gekommen und haben

dich aus dem Knast befreit, damit du so berühmt werden kannst, wie du es in unserer Zeit sein wirst!

Doch das konnte ich ihm natürlich nicht sagen. Eine Art automatische Sperre verhinderte es. Kein Zeitreisender konnte den Menschen in der Vergangenheit Dinge aus der Zukunft verraten. Auch wenn man es wollte – es ging nicht.

Davon abgesehen hätte Casanova uns sowieso kein Wort geglaubt. Jeder vernünftige Mensch hätte uns für verrückt erklärt, wenn wir ihm erzählt hätten, dass wir Zeitwächter waren und als *Beschützer* bezeichnet wurden und dass unsere geheimnisumwitterten Auftraggeber sich *Bewahrer* nannten oder einfach nur die *Alten*. Bevor ich vor anderthalb Jahren zu dieser Truppe gestoßen war, hätte ich es ja selbst für absoluten Blödsinn gehalten. Von daher passte es ganz gut, dass wir wegen der Sperre nicht drüber reden konnten.

»Jetzt aber los«, sagte Sebastiano. Wieder ging er voraus. Außer Lorenzo hatte er auch den Sekretär der Staatsinquisition bestochen, der dafür gesorgt hatte, dass alle Türen in diesem Trakt offen waren. Den Weg musste uns niemand zeigen, Sebastiano war schon oft im Dogenpalast gewesen, in allen möglichen Zeiten. Durch dunkle Gänge, staubige Kabinette und über schmale Hintertreppen ging es nach unten. Im dritten Stock herrschte Stille, aber im zweiten Stock hörten wir Schritte auf dem Gang – Wachen! Wir warteten mit angehaltenem Atem und dicht an die Wand gedrückt, bis es wieder ruhig war, dann rannten wir weiter, die nächste Treppe runter. Bis jetzt war alles im grünen Bereich, dafür konnte ich die Hand ins Feuer legen – mein Nacken hatte kein einziges Mal gejuckt. Das Jucken war so eine Art übersinnliche Begabung bei mir. Oder auch ein Fluch, je nach Betrachtungsweise, denn immer, wenn ernstliche Gefahr im Anmarsch war, fing es an, dicht über der Wirbelsäule. Je schlimmer es juckte, desto größer die Gefahr. Sobald es damit losging, war also äußerste Vorsicht angesagt.

Vorausgesetzt, dafür blieb überhaupt noch genug Zeit, was leider nicht immer der Fall war.

Ich hatte kaum daran gedacht, als es auch schon anfing.

»Oje«, sagte ich.

»Jetzt sag bloß nicht ...« Sebastiano blieb auf halber Höhe eines finsternen Flurs im Erdgeschoss wie angewurzelt stehen und drehte sich zu mir um.

»Doch, leider.«

»Mist.«

»Was ist los?«, ließ Casanova sich hinter mir mit gedämpfter Stimme vernehmen. Sebastiano drückte mir die Laterne in die Hand und zog mit einem metallischen Ratschen seinen Degen. Casanova wich zurück.

»Was zum ...«

»Pst! Seid um Himmels willen leise, Messèr!« Sebastiano reichte ihm den Degen, und Casanova verstummte verdattert.

»Nur im Notfall benutzen«, flüsterte Sebastiano. »Aber vermeidet lautes Geschrei, sonst haben wir sofort sämtliche Wachen von San Marco auf dem Hals.«

»Ich werde diese entzückende Jungfer mit meinem Leben beschützen!« Casanova beugte sich zu mir. »Ich finde nicht, dass Eure Hose zu eng ist«, vertraute er mir leise an. »Im Gegenteil. Sie schmeichelt Euren Formen ungemein!«

»Das wird mir langsam zu viel«, brummte Sebastiano. Er warf mir einen frustrierten Blick zu, dann packte er mich und gab mir einen kurzen, aber leidenschaftlichen Kuss. Anschließend sagte er zu Casanova: »Nur, um das mal klarzustellen. Und jetzt weiter.« Er zog seinen Dolch und schob sich langsam vorwärts. Ich wusste, dass er ein fabelhafter Messerkämpfer war, das hatte ich selbst schon miterlebt, aber meine Hand mit der Laterne zitterte trotzdem heftig. Casanova blieb auf Tuchfühlung hinter mir, den Degen hatte er seitlich an mir vorbeigestreckt. Und dann bogen zwei Wachen um die Ecke. Eigentlich

hätten sie so früh noch gar nicht hier sein dürfen, sie mussten ihren Patrouillengang abgekürzt haben. Immerhin war der Überraschungseffekt auf unserer Seite. Den beiden blieb kaum Zeit, ihre Degen zu ziehen. Casanova stürzte sich an mir vorbei auf den einen Wachmann, und Sebastiano nahm sich den zweiten vor, während ich mit der Laterne dastand wie ein einziges zitterndes Nervenbündel. Das Klirren der aufeinanderprallenden Klingen kam mir ohrenbetäubend laut vor, und Casanova war auch nicht gerade leise. Seine Kampfschreie waren wahrscheinlich bis zum Rialto zu hören.

»Da! Nimm dies! Du elender Schurke! Sieh dich vor! Gleich krieg ich dich! Ja, erwischt!« Er hatte einen Treffer gelandet, doch sein Widersacher schüttelte sich nur kurz und kämpfte weiter. Der ganze Krach würde in null Komma nichts ein Dutzend Wachleute auf den Plan rufen! Ich sah ängstlich zu Sebastiano hinüber, der mit gezücktem Dolch seinen Gegner umkreiste. Der stürmte mit dem Degen voran auf ihn los, worauf Sebastiano elegant zur Seite trat und ihn mit einem sauberen Judogriff durch die Luft wirbeln ließ. Der Mann landete hart, sein Helm rollte scheppernd davon. Als er sich stöhnend aufrichten wollte, traf ihn Sebastianos Messerknauf an der Schläfe, und er fiel bewusstlos zurück. Casanova und der zweite Wachmann fochten immer noch. Von Ferne waren Männerstimmen und hallende Stiefelschritte zu hören. Mein Nacken juckte stärker.

»Schnell!«, rief ich.

Sebastiano eilte Casanova zu Hilfe, indem er den Wachmann von hinten zu Fall brachte und dann auf die gleiche Weise außer Gefecht setzte wie den anderen.

»Aber ich hatte ihn doch fast!«, rief Casanova ein wenig beleidigt.

»Spart Euren Atem für die Flucht«, sagte Sebastiano. Er nahm Casanova den Degen wieder weg und winkte uns, ihm durch das Tor ins Freie zu folgen. Wir traten hinaus in

den endlos langen Arkadengang an der Südseite des Palastes. Entlang der Mole brannten Fackeln, in deren Licht die unheimlich schwankenden Umrisse zahlloser Boote zu sehen waren, die dort am Kai lagen.

Ich rieb mir den Nacken. »Da kommen sie!«

Ein Trupp bewaffneter Männer kam durch den Säulengang getrampelt und näherte sich erschreckend schnell. Sie waren mindestens zu viert oder fünft, den Schritten und dem Gebrüll nach zu urteilen. Im Fackellicht konnte man ihre emporgereckten Lanzen sehen.

»Besser, Ihr gebt mir den Degen wieder!«, rief Casanova kämpferisch.

»Ein andermal.« Sebastiano reckte sich auf die Zehenspitzen. »Da ist die Gondel! Es wird knapp! Kommt!«

Die Wachen waren höchstens noch ein Dutzend Schritte entfernt. Sebastiano packte mich bei der Hand, und wir rannten los. Casanova brauchte keine Extra-Einladung, er legte einen beachtlichen Sprint hin. Die Gondel war aus dem Rio di Palazzo geglitten und wartete direkt beim Ponte della Paglia auf uns. Sebastiano und ich sprangen gleichzeitig hinein, und Casanova folgte uns auf dem Fuße. Beim Einsteigen rutschte er allerdings ab und landete mit einem Bein im Wasser, doch José stieß die Gondel bereits mit dem langen Ruder von der Kaimauer ab und ruderte los wie der Teufel, hinaus in die tintenschwarze Lagune. Wir waren noch keine zwei Bootslängen von der Mole entfernt, als die wütenden Verfolger den Rand des Kais erreichten. Ein Wachmann schleuderte uns unter aufgebrachtem Gebrüll seine Lanze hinterher, die meinen Kopf um ungefähr drei Zentimeter verfehlte. Ich sah sie aus dem Augenwinkel dicht neben meinem Ohr vorbeizischen. Sebastiano stieß einen Fluch aus und zerrte mich runter, auf den Boden der Gondel. Dann krachte ein Schuss, einer der Wachmänner hatte seine Pistole zum Einsatz gebracht. Zum Glück war er ein miserabler Schütze, die Kugel piffte weit über unseren Köpfen durch die Luft. José strengte sich

an, uns mit gewaltigen Ruderstößen aus der Gefahrenzone zu bringen. Wir kamen rasch vorwärts. Die Männer waren bald nur noch ein paar schemenhafte Umrisse im Licht der Uferfackeln, und ihr Geschrei verklang in der Ferne.

»Wer seid Ihr?« Neugierig starrte Casanova José an, der auf der hinteren Abdeckung der Gondel stand und im Licht der Bootslaterne einen wirklich sehenswerten Anblick bot. Vor allem deshalb, weil er ruderte wie ein Weltmeister, aber mit seiner klapperdürren Gestalt aussah, als bräuchte er dringend ein paar Vitamine. Kein Mensch wusste, wie alt er war. Dem Aussehen nach hätte er alles zwischen sechzig und siebzig sein können, doch für einen Zeitreisenden, vor allem für einen der Alten, war das natürlich relativ. Ich schätzte ihn auf ein paar tausend Jahre, aber Sebastiano meinte, ich würde wie immer maßlos übertreiben. José selbst verriet sein wahres Alter nicht. Sein linkes Auge zwinkerte nur nachsichtig, wenn man ihn danach fragte. Das rechte verbarg er unter einer schwarzen Augenklappe, die ihm eine gewisse Ähnlichkeit mit einem in die Jahre gekommenen Piraten verlieh. Auf Casanovas Frage, wer er sei, hüllte er sich einfach in geheimnisvolles Schweigen, das tat er bei mir auch oft, wenn ich zu neugierig wurde.

Casanova nahm es ihm nicht übel, er war zu sehr damit beschäftigt, sich über seine neu gewonnene Freiheit zu freuen. Er hockte neben mir und wrang sein triefendes Hosenbein aus, während er aufgekratzt die Ereignisse rekapitulierte.

»Habt Ihr gesehen, wie ich dem Wachmann mit meiner Riposte zugesetzt habe? Er war schnell, aber ich war schneller! Im Parieren war ich schon immer gut. Ha, gelernt ist gelernt! Und dieser stumpfsinnige Lorenzo erst! Er wird sich gewiss in hundert Jahren noch fragen, womit ich das Loch in mein Zellendach gebohrt habe! Meine Flucht wird zu zahlreichen Spekulationen Anlass geben!«

In dem Stil ging es noch eine Weile weiter. Sebastianos Rolle bei der ganzen Sache fiel mehr oder weniger unter

den Tisch. Rückblickend wurde er zu einer Art Assistent, der zufällig auf dem Dach rumgehangen hatte, als es losging. Leider verdarb das meinen guten ersten Eindruck von Casanova ein bisschen, er schien ein ziemlicher Angeber zu sein. Aber dann sah ich, dass seine Hände, die er immer noch in sein nasses Hosenbein krampfte, fast so schlimm zitterten wie meine. Und ich konnte jetzt auch erkennen, wie sehr er körperlich unter der Haft gelitten hatte. Er war zu dünn für seine Größe, seine Haut wies eine ungesunde Blässe auf und war von Flohbissen übersät. In dem Buch, das er über seine Flucht geschrieben hatte – oder genauer: in vielen Jahren schreiben würde –, war auch von Ratten die Rede gewesen. Die fünfzehn Monate in diesem grauenhaften Loch mussten die Hölle gewesen sein. Mit dem ganzen prahlerischen Gehabe wollte er bloß überspielen, dass er total am Ende war. Und dafür, das musste man ihm wirklich lassen, hatte er sich unglaublich gut geschlagen.

José lenkte die Gondel mit traumwandlerischer Sicherheit durch die Nacht. Vor uns tauchte die Spitze der Giudecca auf, und ich erinnerte mich zwangsläufig an den gruseligen Schlussakt meines ersten Zeitreise-Abenteuers im Jahr 1499. Doch diesmal bogen wir weit vor der Giudecca rechts ab und fuhren an der Südseite Dorsoduros entlang. Auch hier war das Ufer in unregelmäßigen Abständen von Fackeln erleuchtet. Ein paar angetrunkene Gecken mit Dreispitzhüten, Kniehosen und Schnallenschuhen kamen aus einem pompösen Palazzo und winkten uns fröhlich zu. Vor einer Kirche stapften zwei Wachmänner vorbei, und Casanova zog hastig den Kopf ein, bis José rechterhand in einen anderen Kanal einbog. Jetzt war es nicht mehr weit. Wie immer vor einem Zeitsprung erfasste mich Aufregung. Bis jetzt war es jedes Mal gut gegangen, aber ich vergaß nie, was Sebastiano zu Beginn unserer Beziehung einmal zu mir gesagt hatte. *Es kommt vor, dass Reisende ganz einfach verschwinden.*

Trotzdem freute ich mich auf die Gegenwart und den Karneval, zu dem wir gleich zurückkehren würden. Wir mussten bloß noch Casanova absetzen. Das Boot, das ihn aufs Festland bringen sollte, wartete in der dunklen Einmündung zum Canal Grande. Es war eine Schaluppe mit Zwei-Mann-Besatzung. Einem der beiden gehörte das Boot, er hatte sich diese Fahrt fürstlich von Sebastiano bezahlen lassen. Der andere würde dafür sorgen, dass Casanova mit dem Nötigsten versorgt wurde und sicher weiterreisen konnte. Er war der hiesige Bote – so hießen die Helfer von uns Zeitwächtern. Sie lebten in der jeweiligen Epoche und waren unter anderem für die Ausstattung mit Kleidung und für die Unterbringung zuständig. Deshalb waren sie weitgehend in alle Vorgänge eingeweiht, auch wenn wir ihnen wegen der Sperre nichts über die Zukunft erzählen konnten.

Casanova konnte sein Glück nicht fassen, er wollte andauernd wissen, warum wir das alles für ihn taten.

»Vielleicht habt Ihr ja einen edlen Gönner«, meinte Sebastiano schließlich entnervt.

Von dieser Idee war Casanova spontan begeistert.

»War es Bragadin?«, wollte er wissen. »Ganz bestimmt war er es! Ich wusste, dass mein alter Freund mich nicht im Stich lässt!«

»Am besten vergesst Ihr einfach, dass Ihr Hilfe von außen hattet«, empfahl ihm Sebastiano.

»Ich werde über Eure Rolle schweigen wie ein Grab, das schwöre ich bei meinem Leben! Aber sagt mir nur, wer Euch schickte!«

»Steigt in das Boot und geht auf die Reise«, schlug ich vor. »Irgendwann findet Ihr selbst heraus, wem Ihr die Freiheit verdankt.«

Oder auch nicht, fügte ich in Gedanken bedauernd hinzu, denn er würde es nie erfahren. Casanova würde immer auf der Suche nach dem großen Gönner bleiben. Er würde kreuz und quer durch Europa ziehen und erlauchte

Persönlichkeiten an diversen Königshöfen kennenlernen. Er würde sich verlieben, verschulden, spielen, lügen und betrügen und als größter Frauenverführer aller Zeiten in die Geschichte eingehen. Und in vielen Jahren würde er über die Flucht aus den Bleikammern ein unterhaltsames Buch schreiben. Sebastiano und ich würden nicht darin vorkommen, hier würde Casanova Wort halten. Und das war auch gut so, denn unsere Arbeit sollte ja geheim bleiben.

»Lebt wohl, meine Freunde«, sagte Casanova. Sebastiano bedachte er nur mit einem Nicken, aber von mir konnte er sich nur schlecht trennen. Er nahm meine Hand und bedeckte sie mit Küssen. »Ich werde Euch nie vergessen, schöne Anna!«

»Das glaub ich jetzt gerade nicht«, sagte Sebastiano ärgerlich.

»Es wird Zeit«, mahnte José. Er blickte zum Himmel. Der Mond stand voll und rund über den hohen Dächern. Casanova kletterte auf die Schaluppe und winkte uns nach. Ich winkte zurück, bis wir ihn nicht mehr sehen konnten, während die Gondel zügig weiterglitt und in den Canal Grande einbog. Am Ufer waren ein paar Leute unterwegs, und auch vereinzelt Gondeln zogen auf dem Kanal ihre Bahnen. Wir waren nicht allein, doch das machte nichts. Das Portal war das größte und stärkste in Venedig. Es war nicht nur unsichtbar, sondern tarnte auch den gesamten Vorgang der Zeitreise. Niemand würde unseren Übertritt bemerken. Die Leute wunderten sich vielleicht flüchtig, weil unsere Gondel nicht vorschriftsmäßig schwarz war, sondern rot. Aber einen Augenblick später würden sie es bereits vergessen haben.

»Es geht los«, sagte José, während wir auf den Kai zuhielten, zu der Stelle, wo wir nachher aussteigen würden. In mehr als zweihundertfünfzig Jahren. Sebastiano umarmte mich fest, während ich bereits das Flimmern um

die Gondel herum aufsteigen sah, wie eine feine Linie aus grellem Licht, die immer breiter wurde.

»Du warst toll heute Nacht«, murmelte Sebastiano mir ins Ohr. »Habe ich dir schon gesagt, dass ich verrückt nach dir bin?«

»In diesem Jahrhundert noch nicht.«

Das Flimmern umgab das ganze Boot, die Luft war wie aufgeladen. Das Licht wurde blendend hell, ich musste die Augen zusammenkneifen. Schreckliche Kälte breitete sich in mir aus. Vor dieser Kälte hatte ich immer die meiste Angst. So musste sich der Tod anfühlen. Vibrationen erfassten das Boot, sie steigerten sich zu einem Rütteln und dann zu einem schlingernden Auf und Ab, man kam sich vor wie auf einer Achterbahn. Sebastiano küsste mich leidenschaftlich, und ich klammerte mich an ihn, um nicht in den Abgrund zu stürzen. Der donnernde Knall kam nicht unerwartet, aber trotzdem hatte ich auch diesmal wieder das Gefühl, als würde mein Körper explodieren und sich in Myriaden von Splittern über das ganze Universum verteilen. Ich konnte nichts mehr spüren, nicht mal mehr Sebastiano.

Und im nächsten Augenblick wurde alles um mich herum von absoluter Dunkelheit verschluckt.

Venedig, 2011

Niemand sah unsere Gondel auftauchen, wir waren einfach auf einmal da – in derselben Sekunde, in der wir zu unserer Reise in die Vergangenheit aufgebrochen waren, am frühen Abend und mitten im Karneval. Auf dem Balkon eines Palazzos stand eine Frau mit einer Harlekinmaske und trötete in eine Vuvuzela – genau dasselbe hatte sie bei unserer Abreise ins Jahr 1756 gemacht. Der Mann am Kai, der gerade seine Kamera gezückt hatte, schoss immer noch Fotos von seinem Kind, das als Löwe verkleidet war und Konfetti aufs Wasser warf. Es schien, als wären wir überhaupt nicht weg gewesen. Das war die Magie der roten Gondel. Die Zeit in der Gegenwart blieb sozusagen stehen, egal, wie lange man in der Vergangenheit gewesen war. Am Ufer herrschte dasselbe Gewimmel wie bei unserem Aufbruch. Überall wurde an diesem Faschingsdienstag gefeiert.

José ließ uns am Anleger aussteigen und tippte zum Abschied an seinen Hut, bevor er wieder losruderte und gleich darauf mitsamt der Gondel im Kielwasser eines vorbeituckernden Vaporettos verschwand. Außer mir und Sebastiano bemerkte es niemand.

Er schlang beide Arme um mich. »Da sind wir wieder.« Dann küsste er mich. »Party?«

»Party«, stimmte ich zu.

Aber vorher schauten wir noch bei Sebastianos Vater Giorgio vorbei, der ganz in der Nähe wohnte. Er begrüßte mich überschwänglich, bewunderte unsere stilechte

historische Kostümierung und bestand darauf, dass wir zum Essen blieben, bevor wir uns in den Trubel stürzten. Seine Freundin war auch da, eine etwas zu stark geschminkte Blondine namens Carlotta, die uns tausend Fragen stellte. Sebastiano erklärte, dass wir leider keine Zeit hätten und weitermüssten. Seine Mutter war vor vier Jahren bei einem Unfall ums Leben gekommen, aber er hatte sich immer noch nicht richtig daran gewöhnt, dass sein Vater wieder eine Freundin hatte. Carlotta war beleidigt, dass wir so schnell wieder abzogen, denn wir ließen uns nicht besonders oft dort blicken. Doch Giorgio nahm es uns nicht übel und umarmte uns herzlich zum Abschied.

»Feiert schön!«, rief er uns nach.

»Machen wir!«, rief Sebastiano zurück.

Auf der Piazza war die Hölle los. Wir sahen alle Masken der Commedia dell'arte in zig Variationen versammelt. Und jede Menge Casanovas in feinen Seidenwesten und mit weißen Perücken. Unsere eigenen, mittlerweile ziemlich schmutzigen Kostüme, mit denen wir auf dem Dach des Dogenpalastes herumgeturnt und durch die Zeit gereist waren, konnten mit dieser edlen Pracht nicht mithalten. Wir schoben uns durch das Gedränge, tranken Prosecco aus Pappbechern und bewunderten die kunstvoll zurechtgemachten Gestalten. Irgendwann hatten wir genug und beschlossen, den Abend bei Sebastiano zu Hause ausklingen zu lassen. Er hatte eine kleine Wohnung in der Nähe der Universität, was aus mehreren Gründen praktisch war: Zum einen konnte ich ihn dort besuchen und herrlich ungestörte Tage mit ihm verbringen, und zum anderen waren es bis zu seinem Arbeitsplatz nur ein paar Minuten zu Fuß – Sebastiano war wissenschaftlicher Assistent an der Uni. Hauptsächlich arbeitete er dort im Archiv. Dessen Leiter wiederum war kein anderer als José, der mit vollständigem Namen José Marinero de la Embarcación hieß. Jedenfalls nannte er sich offiziell so. Sebastiano

arbeitete gern bei ihm. Er liebte seinen Job, den als Zeitwächter genauso wie den als Historiker und Kulturwissenschaftler. Übernächstes Jahr würde er seinen Master machen. Ich war davon überzeugt, dass beruflich alles wie geschmiert bei ihm laufen würde. Wenn ich bei mir selbst nur auch so sicher gewesen wäre!

Natürlich wäre es ziemlich praktisch, wenn ich mir nach dem Abi ein Studienfach aussuchte, das irgendwie mit dem Zeitreisen kompatibel war. Archäologie hätte theoretisch gut gepasst, aber das fand ich ebenso langweilig wie Geschichte. Mein Vater war ein bekannter Archäologe, er schleppte meine Mutter und mich im Urlaub ständig zu irgendwelchen Ausgrabungsorten und zeigte uns alle möglichen Ruinen, doch bisher hatte mich das nicht vom Hocker gerissen.

Ich hatte sogar schon an so abgefahrene Sachen gedacht wie Modedesign, mit Schwerpunkt Kostümgeschichte. Dummerweise hatte ich überhaupt keinen Bezug zu Mode. Mir fehlte dafür einfach die passende Veranlagung. Entweder man hatte sie oder nicht. Meine Freundin Vanessa hatte sie definitiv. Sie erkannte Schuhmarken auf dreißig Meter Entfernung und besaß eine Sammlung von ungefähr tausend Modemagazinen. Egal, was sie trug – in jedem ihrer Outfits sah sie aus wie ein Covergirl der Cosmopolitan. Ich zog hingegen immer nur das an, was in der Wäschekommode gerade oben lag. Sebastiano störte sich nicht daran, ihm gefiel ich so, wie ich war, jedenfalls behauptete er das immer. Mittlerweile glaubte ich es sogar, auch wenn es mir anfangs schwergefallen war.

Bis jetzt lief es ja auch wirklich super mit uns, und das schon seit anderthalb Jahren. Und demnächst würde es noch besser laufen, denn dann war Schluss mit den vielen teuren Flügen und Zugfahrten: Bald hatte ich das Abi in der Tasche, dann konnten wir zusammenziehen. Ich freute mich wie verrückt darauf, und er sich auch, aber ich hätte

mich deutlich besser gefühlt, wenn ich gewusst hätte, was ich studieren sollte. Mein Italienisch war inzwischen ganz brauchbar, die Vorlesungen an der Uni würde ich auf alle Fälle gut verstehen – vorausgesetzt, bis dahin wäre klar, welche es sein sollten.

»Was geht dir durch den Kopf?« Sebastiano drückte mich an sich und küsste mich auf die Wange. »Du siehst so ernst aus!«

Ich seufzte. »Ich denke über meine Zukunft nach. Studium und so.«

»Warum lässt du es nicht einfach auf dich zukommen?«

Er konnte so beneidenswert locker sein. Ich liebte ihn dafür, aber trotzdem wäre ein konkretes Ziel eine gute Sache.

»Wenn ich wenigstens für irgendwas richtig begabt wäre!«

»Aber das bist du doch. Du spielst toll Klavier.«

»Ach, das ist bloß Geklimper. Ich meinte eher was Nützliches. So wie bei dir. Oder bei meiner Mutter.«

Meine Mutter war noch berühmter als mein Vater. Sie war Physikdozentin und hatte schon diverse internationale Preise eingeheimst. Angesichts ihrer überragenden Intelligenz hatte ich früher lange Zeit felsenfest geglaubt, dass ich ein adoptiertes Kind sein müsse. Meine Eltern hatten immer wieder das Gegenteil behauptet, aber das hatte ich ihnen nicht abgekauft, bis sie irgendwann zum Beweis die Geburtsurkunde gezückt und ein paar Fotos aus dem Kreißsaal vergrößert hatten. Sie hatten mir meinen Namen auf dem Schildchen an dem Babyärmchen gezeigt, doch manchmal dachte ich immer noch, dass es vielleicht ein Fake war. Vor allem, wenn ich wieder mal eine Fünf in Mathe kassiert hatte, was ziemlich oft vorgekommen war.

»Na ja«, meinte Sebastiano. »Du hast dieses Nackenjucken. Das ist eine tolle Begabung, die hat sonst kein Mensch auf der Welt.«

»Klar«, sagte ich verdrossen. »Ich sollte mich damit selbstständig machen.«

Sebastiano grinste. »Du wirst schon einen schönen Beruf finden. Erst mal schreibst du jetzt in aller Ruhe deine Abi-Klausuren, und dann sehen wir weiter.«

»Erinnere mich nicht daran.«

Wir hatten das Mietshaus erreicht, in dem Sebastiano wohnte. Er schloss die Tür auf und zog mich ins Treppenhaus, wo er mich gegen die Wand drängte und mich küsste, bis mir die Luft wegblieb.

»Das war jetzt dringend nötig«, sagte er hinterher schwer atmend.

»Warum denn?«, fragte ich mit wackligen Knien, während er mich die Treppe zu seiner Wohnung hochzog.

»Um dich auf andere Gedanken zu bringen.«

Das war ihm auf alle Fälle gelungen. Und der Abend hatte erst angefangen. Für den Rest des Tages und die darauffolgende Nacht war mir mein Abi völlig egal.

Frankfurt, 2011

Acht Tage später sah das wieder ganz anders aus. Ich saß in der Matheklausur und hatte keine Ahnung. Zuerst brütete ich über einer Kurvendiskussion, die sich irgendwie nicht richtig ableiten ließ. Analysis war meine Nemesis, ein Fremdwort, das ich mir nur deshalb gemerkt hatte, weil beides sich aufeinander reimte – es bedeutete so viel wie Schreckgespenst. In Stochastik konnte ich auch nur raten. Die Ergebnisse – immerhin hatte ich welche – kamen mir seltsam vor, aber besser kriegte ich es nicht hin. Zwischendurch tauschte ich immer wieder verzweifelte Blicke mit Vanessa, die drei Tische rechts von mir saß und ähnliche Probleme hatte wie ich. Unsere Mathe-Aversion teilten wir schon seit der Einschulung, das war sozusagen der Grundstein für unsere Freundschaft gewesen. Wir hatten deswegen sogar gemeinsam eine Klasse wiederholen müssen.

Irgendwie brachte ich die Klausur hinter mich und gab sie mit einem mulmigen Gefühl im Magen ab. Vanessa und ich verließen zusammen den Raum. Draußen diskutierten die anderen über die richtigen Lösungen, und nichts davon klang so, als wäre ich jemals damit in Berührung gekommen.

Am liebsten hätte ich mir die Ohren zugehalten.

»Komm, lass uns abhauen«, sagte Vanessa frustriert.
»Dieser ganze Mist war auch so schon schlimm genug. Meldest du dich nachher?«

Ich nickte bloß stumm. Sie drückte mich kurz und ging zu ihrem Auto, während ich mich auf mein Rad schwang.

Zu Hause wartete Papa mit dem Essen auf mich. »Ich hab dir extra Nudelauf gemacht, Kind.« Er hatte diese Woche den Innendienst, weil meine Mutter auf einem Kongress in Kopenhagen war. Zwischen seinen Ausgrabungen hielt er Vorlesungen an der Uni, aber mindestens genauso oft war er daheim und gab sich Mühe, während Mamas Abwesenheit Familienstimmung zu verbreiten. Unter anderen Umständen hätte ich mich gefreut, mit ihm zusammen zu Mittag zu essen und zu quatschen, doch heute war mir nicht danach.

»So schlimm?«, fragte er mitfühlend. »Konntest du denn gar keine Aufgabe?«

»Ich hab sie alle gemacht. Das Blöde ist nur – ich hab keine Ahnung, ob ich irgendwas davon richtig habe.«

»Dann ist bestimmt nicht alles falsch«, meinte er sofort tröstend. »Das wäre gegen jede Wahrscheinlichkeit.«

Über Wahrscheinlichkeiten hätte ich ihm viel erzählen können. Aber von meinen Zeitreisen durfte ich meinen Eltern nichts verraten. Niemand wusste etwas davon, nicht mal Vanessa. Sebastiano hatte mir eingeschärft, dass unautorisiertes Wissen für unbeteiligte Personen gefährlich sein konnte. Er selbst hatte in all den Jahren, in denen er den Job machte, noch nie jemandem davon erzählt.

Um Papa einen Gefallen zu tun, aß ich etwas Nudelauf. Anschließend verkroch ich mich in meinem Zimmer, schaute bei Facebook rein, telefonierte eine Runde mit Vanessa und versuchte, die Matheklausur zu vergessen. Die beiden LK-Klausuren in Deutsch und Bio waren super gelaufen, immerhin. Jetzt hatte ich das Schriftliche hinter mir und konnte erst mal durchatmen. Am liebsten wäre ich sofort wieder nach Venedig geflogen. Wenn das nur nicht immer so ins Geld gehen würde! Im letzten Jahr hatte ich angefangen, einem Nachbarskind Klavierunterricht zu geben, und verdiente damit nebenher ein bisschen, aber

für mehr als einen Flug im Monat reichte es nicht. Und den musste man lange genug im Voraus buchen, sonst kostete es zu viel. Sebastiano verdiente als studentische Hilfskraft ebenfalls nicht die Welt, er konnte auch nicht ständig nach Frankfurt kommen.

Ich tat mir gerade sehr leid, weil ich jetzt so gern bei ihm gewesen wäre und er so weit weg war, da klingelte mein Handy. Das musste er sein! Er hatte mich nach jeder Klausur angerufen und gefragt, wie es gelaufen war. Sofort ging es mir besser. Doch die Nummer auf dem Display hatte ich noch nie gesehen, obwohl der Anruf aus Venedig kam, wie ich an der Vorwahl erkennen konnte. Hastig meldete ich mich.

»Anna Berg.«

»Anna«, kam es wie ein Echo zurück. Es klang leise und irgendwie ... schwach.

»Wer ist da?«, fragte ich beunruhigt.

»José. Anna, Sebastiano braucht deine Hilfe.«

Ich konnte ihn kaum verstehen.

»Was ist los mit ihm?«, rief ich erschrocken. »Wo ist er?«

»In Paris.«

»In Paris? Wieso das denn?«

»Er hat eine Aufgabe übernommen ... ist in der Zeit gestrandet ... Steckt da fest ...«

Mir fiel vor Schreck fast das iPhone aus der Hand. »In Paris? Sonst ist er doch immer nur in Venedig!«

»Sondereinsatz«, kam es leise zurück. Josés Stimme wurde immer schwächer.

»José? Was ist mit dir? Bist du krank? Was soll ich tun? Sag mir, was ich tun soll!«

»Ihm helfen.«

»Ja!«, schrie ich. »Das will ich ja gerne sofort machen! Ich muss nur wissen, wo er ist! Ich meine ... wann?! Und was ist mit dir passiert?«

»Bin verletzt, muss mich ausruhen. Ist jetzt ... dein Job. Sechzehnhundertfünfundzwanzig.«

»O Gott! Wie soll ich denn da hinkommen?«

»Da ist jemand.« Er diktierte mir mit schwacher Stimme eine Telefonnummer und einen Namen. Ich schrieb fieberhaft alles auf meinen Arm, weil ich in der Hektik keinen Zettel fand.

»Anna ... Trau keinem. Auch nicht Sebastiano.«

»Was?«, fragte ich schockiert.

Aber er hatte schon aufgelegt. Ich rief ihn sofort zurück, doch die Leitung war besetzt, und beim zweiten Mal kam eine automatische Bandansage auf Italienisch, dass der Teilnehmer vorübergehend nicht erreichbar sei. Als Nächstes rief ich die Nummer an, die er mir genannt hatte. Sie gehörte zu einem gewissen Gaston Leclerc (auf meinem Arm stand allerdings *Garçon Eclair*, die richtige Schreibweise seines Namens bekam ich erst später raus), aber auch da meldete sich nur eine Stimme vom Band - auf Französisch. Das war eine Sprache, von der ich dummerweise nur ein paar Wörter kannte, hauptsächlich aus der Essenskategorie, zum Beispiel *Mon Chérie* oder *Ratatouille*.

Danach verlor ich keine Zeit. Ich stopfte ein paar Sachen in meine Reisetasche und suchte mir im Internet den nächsten Flug nach Paris raus. Es war mörderisch teuer und würde meinen Kontostand ins Nirwana befördern, doch das spielte nicht die geringste Rolle. Jetzt musste ich mir nur noch eine gute Ausrede für Papa überlegen. Zu meiner Erleichterung nahm er mir die Mühe ab. Während ich noch fieberhaft nachdachte, was ich ihm erzählen sollte, klopfte er an und kam in mein Zimmer.

»Wäre es sehr schlimm, wenn du das Wochenende über alleine bleiben müsstest?«, wollte er wissen. »Ich würde nämlich gern zu Mama fahren, die langweilt sich ein bisschen. Natürlich könntest du auch mitkommen.« Dann sah er meine Reisetasche. »Ach, du willst sowieso weg? Zu